

Feuilleton

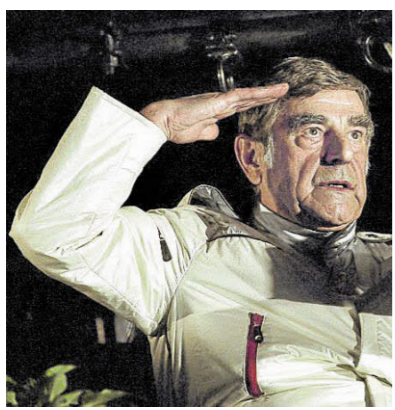
Mal gemütlich, mal gefährlich

Der Schauspieler Hilmar Baumann ist gestorben

VON ULRICH SEIDLER

Hilmar Baumanns funkelnde schwarze Augen unter den starken Augenbrauen in dem kantigen Schädel, seine stabile Statur und seine Brummbarstimme bleiben im Gedächtnis. Er hat seine Stimme aber auch gern eingesetzt: Die Pranken auf dem Rücken, den Blick nach innen oder in die Ferne gerichtet, dann in den Beinen wippen und – brummen, mal gemütlich, mal gefährlich, mal gierig, mal gesellschaftskritisch. Das passte zu sehr vielen Rollen, die Hilmar Baumann im Lauf seiner Bühnen- und Filmkarriere spielte. Nun müssen wir melden, dass – wie nachkritik.de berichtete und das Gorki-Theater bestätigte – der Schauspieler, der so viele Jahre im Maxim-Gorki-Theater spielte und an dem Haus 1989 die einmalige theater- und zeithistorische Koinzidenz der „Übergangsgesellschaft“ aus nächster Nähe miterlebte, im Alter von 79 Jahren gestorben ist.

Von 1968 bis 2004 gehörte er zum Inventar, 36 Spielzeiten lang. Nebenher wirkte er in etwa 80 Film- und Fernsehproduktionen mit; so einen Charakterkopf konnten sich Defa und DDR-Fernsehen nicht entgehen lassen, und auch nach der Wende wurde Baumann gern besetzt. In vielen sehnsuchtsaufzerreusenden Filmen spielte er mit: „Der geteilte Himmel“ (Regie: Konrad Wolf), „Zeit der Störche“ (Siegfried Kühn), „Werther“ (Egon Günther) usw. Seine unerschütterliche Ruhe und seine körperliche Präsenz verliehen auch im Theater so mancher Inszenierung einen Orientierungssanker und verbreiteten die für das Theaterspielen so wichtige Angstlosigkeit. Er muss sich diese Ruhe und Sicherheit erkämpft haben. 1939 in Berlin-Lichterfelde geboren, wurde seine Familie 1945 von der Roten Armee verschleppt. Erst 1953 kehrte er zurück, arbeitete im Motorenwerk Roßlau und holte sein Abitur nach, bevor er 1958 an der Filmhochschule Babelsberg angenommen wurde. Über Engagements in Bautzen und Halle ging es ans Gorki-Theater. Eine geduldige und wackere Karriere ging nun zu Ende.



Hilmar Baumann 2003 als Oleg in „Die letzte Botschaft des Kosmonauten“

Eigentum kann die Nutzung von Ressourcen auch behindern. Die Commons-Bewegung denkt über alte Wirtschaftsformen neu nach

VON KEVIN RITTBERGER

In ihrem soeben erst auf Deutsch erschienenen Essay „Die Freiheit, frei zu sein“ demonstriert Hannah Arendt, dass Freiheit in der Geschichte der Menschheit „stets nur das Privileg einiger weniger gewesen war“. Freiheit kann sich im politischen Raum unter Freien und Gleichen nur dann verwirklichen, wenn sie niemanden davon ausschließt. Das Privileg der Wenigen, so Arendt, war die Freiheit von der Not. Aus der Gegenwart gesprochen: Jeder Mensch, gleich welcher Religion, Hautfarbe oder geschlechtlicher Identität, braucht eine Grundsicherung über dem Existenzminimum, um am politischen Geschehen partizipieren zu können.

„Buen vivir“ und „Buen conocer“ nennen sich neuere Konzepte aus Südamerika und meinen damit das gute Leben für alle, um dessen Durchsetzung die gesamte Zivilgesellschaft besorgt ist, die hierfür ihr gemeinsames Wissen zusammenträgt. In Bolivien und Ecuador ist das längst in der Verfassung verankert und wird zusammen mit der Zivilgesellschaft öffentlich als Frage der Transformation hin zu einem anderen Gemeinwesen verhandelt. Dabei geht es auch um die Rechte der Natur, um Biodiversität und Ernährungssouveränität, die Abkehr vom Wachstumsdiktum und die Hinwendung zu einer solidarischen Ökonomie. Eine zentrale Rolle spielen hierbei die „Commons“, zu deutsch: die Allgemeingüter.

Commons, das war hierzulande früher die Allmende. Diese Wälder und Weiden rund um die Dorfmark gehörten allen und konnten von allen genutzt werden. Da es strikte Zugangsregeln gab, führte dies nicht zur Übernutzung. Eine Quelle aus dem 15. Jahrhundert bezeugt, dass diese Allgemeingüter nicht „umme gires willen“ auf dem Markt verkauft werden durften. Doch die Commons, als dritter Sektor zwischen Staat und Markt, wurden zunehmend privatisiert, was heute in Ländern des Südens immer noch vielen Menschen die Lebensgrundlage entzieht.

Zunächst: Es gibt natürliche, „rurale“ Commons, sprich solche, die nicht endlos zur Verfügung stehen, also Wald und Wiesen, Gewässer, überhaupt Wasser, Grund und Boden, Bodenschätze usw. Deren gemeinsame, nachhaltige Nutzung nennt sich Commoning und sorgt dafür, dass die Ressourcen Gebrauchswerte für die Allgemeinheit bleiben. Im globalen Norden finden sich heute genossenschaftliche Hausprojekte, landwirtschaftliche Kooperativen und Formen solidarischer Landwirtschaft, aber auch lokale Kleinprojekte wie das Allmende-Kontor auf dem Tempelhofer Feld – mit großer Symbolwirkung. Hier geht es primär um eine nachhaltige, gemeinsame Nutzung und die Abkehr von Eigeninteresse und Profitgier.

Als nicht-rurale Commons gelten die neuen, digitalen Commons, d.h.



Umsonst und draußen: Das Allmende-Kontor, der Gemeinschaftsgarten auf dem Tempelhofer Feld

Software, Plattformen und Netzwerke, wobei sich Konkurrenz und Profit hier häufig durch die Hintertür einschleichen, in Form von Lizenzen und Hardwarekompatibilität. Etwas mit andern zu teilen, anstatt es selbst zu besitzen, ist längst hip geworden. Sharing-Economy und Social Media surfen auf dieser Welle, dienen aber letzten Endes der privatwirtschaftlichen Wertschöpfung. Dagegen bilden Plattform Kooperativ, Open Source Hardware und Software und sogenannte P2P-Communities (Peer-to-Peer sind Gleichrangige) digitale Allmenden, deren Nutzen wie anno dazumal der Allgemeinheit zugute kommen soll.

Copyleft anstatt Copyright ist auch schon wieder von gestern: Die Copyfair-Lizenz setzt auf Gegenseitigkeit, nicht offenen Zugang, da letzterer von den Usern auch rein kommerziell genutzt werden kann. Doch ohne die Gelder der Privatwirtschaft können Commons-Projekte häufig nicht entstehen. Warum eigentlich, fragt Michel Bauwens von der P2P-Foundation, gehen Public-Private immer noch vor Public-Commons-Partnerschaften? Wie also lassen sich neue Commons überhaupt aus der Taufe heben?



Für Partizipation: Kevin Rittberger

DER AUTOR

Kevin Rittberger ist Schriftsteller und Theaterregisseur. Im Theater Basel entwickelte er 2015/16 die Lecture- und Performancereihe „Community in Progress“, in der es um kommunale und globale Formen der Partizipation ging. Zuletzt veröffentlichte er „Arglosigkeit“, einen Band mit Kurzprosa und Mini-Essays im Textem Verlag (2016).

Gemeinsam mit dem Critical Media Lab Basel veranstaltet Kevin Rittberger bei der diesjährigen Transmediale den Workshop „Masquerade for Commoning“, 4.2., 14-17 Uhr, Haus der Kulturen der Welt, John-Foster-Dulles-Allee 10.

In der Commons-Diskussion, die sich seit Jahrzehnten immer weiter ausdifferenziert hat, gibt es den Begriff der „Tragik der Anti-Allmende“, der tatsächlich viel interessanter ist als jene „Tragik der Allmende“, die zuerst kam und als Vorurteil immer noch in vielen Köpfen spukt. Während Letztere behauptet, dass Eigeninteresse und mangelnde Kooperationsfähigkeit stets dafür sorgten, dass Allgemeingüter übernutzt und zerstört würden, beschreibt Ersteres das eigentlich Tragische ungenutzter Möglichkeiten von Kooperation.

Bereits die Nobelpreisträgerin Elinor Östrom hatte jahrhundertalte Praxen selbstverwalteter Commons analysiert. Kooperation war keine philanthropische Vermutung, sondern entlang gemeinsamer Erfahrungswerte demokratisch organisiert. Man konnte sie aber auch, darauf wies Östrom hin, von oben kaputtregulieren. Es galt also, dem Dilemma Nationalisierung vs. Privatisierung zu entkommen und Bedingungen der Entstehung von Commons zu verstehen und zu kultivieren. Als eigentlich tragisch erscheint nun die Tatsache, dass manche Ressourcen erstens besser gemeinsam genutzt werden könnten

und zweitens sowohl unter staatlicher Führung als auch durch privatwirtschaftliche Nutzung dem Gemeinwohl auf Dauer keinen Dienst erweisen, weil die sozialen und ökologischen Schäden global überwiegen.

Ressourcen können durch eine Zersplitterung der Eigentumsverhältnisse (zu viele Privateigentümer, zu wenig Staatseigentum, zu wenig Gemeineigentum) auch brachliegen oder unternutzt werden, wenn dieser nicht Einhalt geboten wird. Beispiele finden sich: Etwa Patenthalter in der Pharmaindustrie oder Biotechnologie, die ihr Wissen im Sinne der Konzerninteressen hüten, ja juristisch hüten müssen. Es ist dies dann die Tragik der Anti-Allmende, wenn individualistisches Verhalten die einzige Möglichkeit ist und Commoning blockiert wird.

Möglichkeiten der Kooperation auf gemeinsamer Grundlage müssen folglich – rechtlich, kulturell, infrastrukturell – erst oder wieder geschaffen werden. Und dabei geht es nicht um Teamwork zur temporären Effizienzsteigerung, sondern um eine ganz andere Lebens- und Wirtschaftsweise angesichts eines beschädigten Planeten. Privatisierungen rückgängig zu machen ist hierbei wohl die Crux. Dabei hat das Deutsche Grundgesetz die Gefahr durchaus erkannt. Nach Artikel 14, §2 heißt es „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“ Und §3: „Eine Enteignung ist nur zum Wohle der Allgemeinheit zulässig.“

Die Commons-Bewegung ist einem großem Konkurrenz- und Beweiskampf ausgesetzt. Wenn sie hier und dort einen Projektspace erhält oder ein kulturelles Eventformat bestücken darf, verhilft ihr das zwar zu größerer Popularität. Ökonomisch wird den Commons aber sogleich die Luft abgeschnürt, wenn sie nicht wirklich grundsätzlich anders wirtschaften dürfen. Die Tragödie würde dann nicht darin bestehen, dass es zu viele Egoisten gibt, die niemand als der Markt zu bändigen habe – das wäre die wirtschaftsliberale Prämisse. Auch nicht, dass Einzelkämpfer nun mal am besten zu den bestehenden Eigentumsverhältnissen passen. Sondern dass die Möglichkeiten, gemeinsam und nachhaltig zu handeln, schlicht so weit in die Ecke gedrängt werden, dass reziproke Kulturtechniken und Erfahrungsschätze damit versiegen könnten, womit die Allmende am Ende doch tragisch unterginge, wenn auch aus anderen Gründen. Die Postwachstumsökonomie, De-growth und viele andere Transformationsbewegungen haben indes auch hierzulande einige Perspektiven entwickelt, die die Commons ins Zentrum zukünftiger freiheitlich-demokratischer Gesellschaften stellen würden. Arendt hatte die Freiheit, frei zu sein, mit der Geburt eines neuen Zeitalters verknüpft: „Wir können etwas beginnen, weil wir Anfänge und damit Anfänger sind.“

Westeuropas Küsten

13-tägige Kreuzfahrt mit
MS Ocean Majesty von Genua nach Kiel

GEBURTSTAGSRABATT
Wenn Sie während der Reise Geburtstag feiern
oder im selben Jahr einen runden Geburtstag haben,
erhalten Sie 400 Euro Rabatt (pro Kabine)

LESERREISEN
INFORMATIONEN UND BUCHUNG
030 – 23 27 61 70
Kennwort: Berliner Zeitung



29.04. – 11.05.2018

ab € 1.599,-* ab € 2.049,-*
Preis p. P. in der 2-Bett-Innenkabine Preis p. P. in der 2-Bett-Außenkabine

- Im Preis enthaltene Leistungen:**
- Schiffsreise in der gebuchten Kabinenkategorie
 - 100 Euro Landausflugsguthaben pro Kabine
 - Vollpension mit Menüwahl an Bord
 - ¼ Liter Tischwein und Wasser zu den Hauptmahlzeiten
 - Willkommensdrink
 - Captain's Dinner mit festlichem Menü
 - Nutzung der Bordeinrichtungen und Bordveranstaltungen
 - deutschsprachige Reiseleitung an Bord

Zusätzliche Kosten p. P.:

- Bus nach Genua (mit Zwischenübernachtung) / von Kiel: € 199,-

■ Mehr Informationen unter www.berliner-zeitung.de/leserreisen
■ Reiseveranstalter (i. S. d. G.): Hansa Touristik GmbH, Königstraße 20, 70173 Stuttgart

Ihre Kreuzfahrt startet in Genua und nimmt Kurs auf die katalonische Küste. Die einstige Römerstadt Tarragona ist ihr erstes Ziel. Über Alicante geht es weiter nach Malaga. Den Besuch Granadas sollen Sie nicht versäumen. Cadix, die älteste Stadt Europas, überzeugt mit architektonischen Schönheiten. Über die Algarve mit Portimao erreichen Sie Lissabon. Anschließend geht es zum bedeutendsten Wallfahrtsort am Ende des Jakobswegs – der Kathedrale Santiago de Compostela, die zum UNESCO Weltkulturerbe gehört. Genießen Sie die wunderschöne Landschaft der Normandie und den mittelalterlichen Charme von Brügge, bevor Sie über den Nord-Ostsee-Kanal Kiel erreichen.

Ihr Schiff: MS Ocean Majesty
max. 500 Gäste, Bordsprache Deutsch!



Berliner Zeitung

SAGT ALLES.